

Niedergang

6

Jessica bewohnte eines der Personalzimmer im Dachgeschoss. Abgesehen von zwei als Wäschekammern genutzten Räumen hatte sie die Etage für sich. Was sie anfangs für Freiheit hielt, stellte sich bald als Abgeschiedenheit heraus, denn um wirklich leben zu können war das Zimmer für eine junge unabhängige Frau zu klein. Die zwölf bis vierzehn Stunden Arbeit täglich fraßen sie auf und ließen kaum Platz für eigene Bedürfnisse, und so kam sie nicht über die immer wiederkehrenden Überlegungen hinaus, ein Apartment in Cornbridge zu mieten. Über ihre Motive machte sie sich keine Illusionen. Sie wohnte in Longford Manor zwar fast umsonst und bequem, aber der zusätzlich notwendige tägliche Weg zur Arbeit hätte sie nicht gehindert, aus der Dachkammer auszuziehen. In Wahrheit gab es schon seit geraumer Zeit kein Privatleben mehr, für das sie sich in einer eigenen Wohnung wohler gefühlt hätte.

Stillstand, notierte Jessica eines Abends Ende November in ihr Tagebuch, unterstrich das Wort zwei Mal und fügte ein Ausrufezeichen und dann noch ein Fragezeichen hinzu. Nur dieses eine, mehrfach betonte Wort stand auf der Seite, was es zu sagen gab, hatte sie in den Wochen vorher notiert.

Michael hatte seinen Vater an jedem Sonntag besucht und Blumen für sie mitgebracht, als Dankeschön für die Betreuung, wie er ebenso gleichförmig auf sagte. Im Gegensatz zu Michaels förmlicher Gleichgültigkeit deutete sie aus seinen Blicken, je nach ihrer eigenen Stimmung, Sehnsucht oder sogar Verlangen. Ihre Gespräche blieben jedoch holprig und kamen über Belanglosigkeiten nicht hinaus; er warb nicht mit einem Kompliment, um die herum sie sich zu Persönlichem hätten herantasten können. Sie verstand seine Zurückhaltung nicht.

Weil es Jessica zunehmend schwerer fiel, die Dinge mit sich selbst auszumachen, sprach sie mit Maryann über Michael und über ihre Vorliebe für Männer mit Lebenserfahrung – zehn Jahre älter als sie, solche, die nicht gleich umfallen, wenn man sich mal anlehnt. Unerwartet stieß sie bei Maryann auf Zweifel und Einwände: Lebenserfahrung und Beständigkeit bedeuteten vermutlich Langeweile und ein Leben ohne Pfiff, außerdem sei Michael alt genug, eine eigene Familie zu haben. »Und du bist zweiunddreißig und immer noch ledig.«

Diese kleine Bosheit saß.

»Wie ist das denn mit dir?«, fragte Jessica. »Wenn ich dich so anschau, eins fünfundsiebzig, schlank, nicht hässlich... An deiner Stelle würde ich die Haare länger tragen. Der Busen – etwas fülliger würde dir nicht schlecht stehen, doch das ist Geschmacksache. Drei Kilo mehr und du hättest die Griffigkeit, die Männer lieben.«

»Bist du jetzt fertig? Sag mir lieber, wie du Bancroft jr. von deinen Vorzügen überzeugen willst.«

»Du meinst – direkt? Das ist nicht meine Stärke, den Rocksaum höher zu setzen oder die offenen Knöpfe der Bluse abzuzählen. Und sieht er mich wirklich wie ich bin, wenn ich nackt vor ihm stehe? Nein, ich muss erst herausfinden, ob er glücklich verheiratet ist.«

»Zieh ihn ins Bett, vielleicht lässt er sich dann scheiden.«

»Darauf verlasse ich mich nicht«, entgegnete Jessica. »Ich vertraue zunächst meinem Verstand. Die Hüften kann ich später immer noch gebrauchen.«

»Du musst schon mehr bieten, um heutzutage einen Mann für dich zu begeistern. Hast du noch nie versucht, einen herumzukriegen?«

»Legst Du Wert auf Details? Ich habe den Reißverschluss geöffnet und den Rock langsam über die Beine nach unten geschoben.«

»Das hört sich wirklich sehr altmodisch an.«

»Irgend etwas wird ihm schon einfallen«, entgegnete Jessica. »Der Mann ist doch kein Teenager mehr. Und wir bleiben Freundinnen. Du machst dir doch darüber keine Sorgen, oder?« Jessica fasste Maryann um die Schultern. »Oder? Schau mich doch nicht so an.«

»Nein.« Maryann. umklammerte Jessicas Hand und presste sie auf ihre Brust, ließ sie für den Überraschungsmoment ruhen und zwang sie dann zur Liebkosung.

»Mein Gott!«, flüsterte Jessica.

Maryann lehnte den Kopf an Jessicas Stirn. »Bist du schockiert?« fragte sie, ebenso leise.

»Nein. Ich bin – überrascht.« Jessica stand regungslos und unfähig, Maryann die intime Nähe zu entziehen, auch nicht die Hand aus Maryanns gelockertem Griff. »Du warst – bist – eine gute, verlässliche Freundin, nur das zählt.« Sie wich Maryanns Blick nicht aus, starrte in dunkle Teiche, spürte die Hände, die über ihren Rücken wanderten und deretwegen sie sich an Maryann drängte, um ihnen zu entgehen. Sie drehte ihren Kopf zur Seite.

»Es war dumm von mir.« Maryann umfasste Jessicas Gesicht und gab sie dann mit einer flüchtigen Begegnung ihrer Lippen frei.

Die Wochen danach fühlte sich Jessica noch niedergedrückter. Sie vermisste eine Freundin, der sie sich vorbehaltlos anvertrauen konnte. Die Freundschaft mit Maryann hatte ihre Unschuld verloren und die fröhliche Unbekümmertheit war einer abwartenden Nähe gewichen, ohne das spontane Einhaken beim gemeinsamen Gang im Park oder die flüchtige Umarmung bei einer Begegnung. Das war nicht nur gegenseitiger Zuspruch gewesen, erkannte Jessica im Nachhinein kritisch, ersatzweise hatte sie sich ein Stück fehlender Zuneigung bei Maryann abgeholt und sie womöglich dadurch noch ermuntert. Mehrmals war

sie drauf und dran, Maryann ihr Herz über Michael auszuschütten, aber so verlockend der Gedanke auch war, wollte sie sich nicht in Maryanns Arme flüchten, wo sie Wärme und Zärtlichkeit erwarten würde. Die Veränderung im Umgang machte es für Jessica leichter, Maryann gegenüber soviel Gleichgültigkeit an den Tag zu legen, um sie glauben zu lassen, sie würde allein mit ihren Gefühlen fertig.

Die regelmäßigen Besuche von Michael endeten Anfang Dezember mit dem Wintereinbruch. In diesem Jahr kam der Winter nicht einfach nur mit sinkenden Temperaturen, sondern er inszenierte einen dramatischen Wetterumschwung und brachte gewaltige Schneemassen nach Vermont und dazu eine ungewöhnliche Kälte. In den folgenden Wochen las Jessica die Gefühlsregungen des Hauses am Thermometer ab. Bei minus 20° C glaubte sie, die Stimmung könne nun nicht mehr schlechter werden. Als die Temperaturen auf minus 40°C fielen und das Fernsehen, meldete, das öffentliche Leben sei praktisch zum Erliegen gekommen, war die vorherrschende Befürchtung im Haus, keiner werde den Winter überleben.

Stillstand, stellte Jessica fest. Von den alten Leuten glaubte niemand mehr daran, das Leben könne noch einmal in normalen Bahnen weiter gehen, und auch sie selbst war weit davon entfernt. ›Krepiert endlich!‹ schrieb sie eines späten Abends in das Tagebuch. Die Aufforderung war nicht so ernst gemeint wie sie klang, ein Hilfeschrei, weil die Ängste der Alten täglich zwanzigfach auf sie abgeladen wurde. Die Seite in Jessicas Tagebuch überlebte keine vierundzwanzig Stunden, dann war sie herausgerissen.

Das Tagebuch endete in diesem Jahr an dem Tag, als das Hauspersonal nach Dienstschluss den Heimweg nicht mehr antreten konnte. Die Temperaturen waren plötzlich angestiegen und es schneite heftig, Schneepflüge und Räumfahrzeuge blieben in Schneewehen stecken und Longford Manor war zunächst

von der Außenwelt abgeschnitten. In aller Eile wurden aus den leer stehenden Personalzimmern im Obergeschoss Notquartiere hergerichtet. Abends traf man sich auf dem Flur. Aus den Umständen hätte sich vielleicht noch eine Portion Gemütlichkeit heraus schlagen lassen, wenn nicht auch Allan Jefford erstmals eine Nacht unter seinem Dach verbringen musste. Einige Tage später, als der Schneefall über Nacht einsetzte und den Verkehr morgens lahm legte, blieb Jessica nichts anderes übrig, als die alten Leute bei der Zubereitung des Frühstücks anzuleiten. Ein wenig selbst Hand anlegen und den Teller nach eigenem Belieben herrichten sei durchaus vernünftig, dachte sie, dafür könnte es gerne noch mehr schneien. Nur Jefford würde über das Durcheinander und die Langsamkeit lamentieren, und die Wörter ›lästig, störend‹ und ›nicht effizient‹ gebrauchen. Ganz Unrecht hätte er nicht, stellte Jessica fest, während sie Spiegeleier und Bratkartoffeln in den Pfannen beobachtete, Mrs. Wiggles zeigte, aus welchem Hahn des Kaffeeautomaten das heiße Wasser für den Tee entnommen wurde, und Mrs. Randolfs ermahnte, das Frühstückstablett nicht in den Speiseraum zu tragen, sondern den Servierwagen zu benutzen. Anfangs glaubte Jessica, die Improvisation zum Frühstück würde das Zusammengehörigkeitsgefühl stärken und endlich für eine bessere Stimmung sorgen, bis das düstere Gesicht von Mrs. Candlewood die Tür zur Küche öffnete und Jessica an das Jüngste Gericht erinnerte. Wenigstens blieb Jessica die Schadenfreude, dass an diesem Morgen nicht nur das Küchenpersonal, sondern auch Mr. Jefford ausgesperrt war.

Henry war in diesen Tagen eine Enttäuschung. Nicht, das Jessica von ihm Unterstützung erwartet hätte, eher mehr Einsicht und nicht zusätzliche Belastung. Der Winter schleicht ums Haus, war seine auf den Punkt gebrachte Sichtweise, für die sich jedoch niemand interessierte. Ganze Tage verbrachte er auf seinem Zimmer und verließ es nur zu den Mahlzeiten. Was hinter Henrys

Gebaren steckte, erfuhr sie zufällig, als sie Tom mit einer Flasche Sherry aus der Küche kommen sah. Seine Körperhaltung drückte Heimlichkeit aus. Tom ging in die erste Etage, Jessica schlich hinterher. Auf halber Treppe hörte sie, wie Tom an eine Zimmertür klopfte und Henry antwortete.

Jessica klopfte nicht an, sie stand plötzlich mitten im Zimmer.

Tom wurde blass und wusste nicht, wohin er die Flasche stellen sollte. Henry konnte sie nicht nehmen, weil er eine abgegriffene Kladde vor der Brust hielt, mit einem von Jahren angeschmutzten Etikett. Die Druckbuchstaben ›Der Lord von New Hampshire‹ waren verblasst, aber noch zu erkennen. Mit den Augen suchte Henry nach der nächstgelegenen Ablagefläche. Der Tisch war zwei Schritte zu weit entfernt.

Tom stotterte, er habe es nur gut gemeint. Gestern habe er Bescheid geben wollen, dass aus der Besorgung nichts werde, da habe er Mr. Bancroft ganz unruhig vorgefunden, alle Schranktüren und Kommoden seien geöffnet und die Schubladen durchwühlt gewesen.

»Zum Teufel!«, sagte Jessica, nachdem Tom die Einzelheiten der Vereinbarung mit Henry preisgegeben hatte. Seine Erklärungen rochen nach Rechtfertigung; kein Wunder, denn sein Job stand auf dem Spiel, wenn sie Jefford informieren würde.

»Lass einen Rest in der Flasche und bringe sie in die Küche zurück«, wies sie Tom an.

Draußen auf dem Gang kamen ihr die Tränen.

Martha Meryll verschied Anfang Dezember. Marie fand sie morgens tot im Bett, als sie Martha zum Frühstück abholen wollte. Sie war, wie Dr. Scullin feststellte, friedlich eingeschlafen und nicht wieder aufgewacht. Wie immer in diesen Fällen wurde die traurige Nachricht von Jefford im Speiseraum verkündet.

In der zweiten Dezemberwoche ereignete sich der tragische Unfall mit Daniel Lowe und Amanda Smith. Henry äußerte später, es müsse der Winter persönlich gewesen sein, der die beiden ungeachtet des von Wolken verhangenen Himmels vor dem Dunkelwerden zu einem Spaziergang im Park überredet hatte. Daniel und Amanda wären bei dem nach Schnee riechenden Wetter wegen ein paar Atemzüge frischer Luft nie und nimmer nach draußen gegangen, wenn der Winter sie nicht zuvor tagelang im Haus eingesperrt hätte. John lächelte milde über Henrys Interpretationen.

Tom und Hank wurde später kein Vorwurf gemacht. Sie hatten wie jedes Jahr den Schneeschieber vor den Traktor montiert und fuhren damit das asphaltierte Stück des Wegs im Park vom Geräteschuppen, in dem der Traktor abgestellt war, und räumten den Schnee bis zur Auffahrt vor dem Haus. Es ging ihnen nicht darum, den Weg im Park für Spaziergänge frei zu halten, sondern den Schnee nicht so hoch anwachsen zu lassen, dass der Schneepflug stecken blieb und nicht mehr im Schuppen untergestellt werden konnte..

Eloise Wiggles erklärte bei der Untersuchung des Unfalls, dass sie Daniel und Amanda etwa um vier Uhr nachmittags in der Halle gesehen hätte, beide mit Mänteln bekleidet. Nein, gedacht hatte sie sich nichts dabei, was Henry nicht verwunderte, weil er Eloise als eine langweilige Person einschätzte, die keine eigene Meinung zu haben schien, und ohne eigene Meinung kam kein Denkprozess in Gang. Einige Male hatte er

zufällig Gespräche von ihr aufgeschnappt. Da war viel von ihrem Mann die Rede, was er zu diesem und jenem gesagt und getan hatte, und Henry schloss über die Häufigkeit auf das Allgemeine und bildete sich sein Urteil.

Etwa gegen halb fünf hatte heftiger Schneefall eingesetzt. Zu dieser Zeit mussten Daniel und Amanda auf der Bank in der Nähe des Geräteschuppens gesessen haben, deren Sitzfläche sie von Schnee befreit hatten. Ein verträumtes Wintermärchen, vermutete Henry, was bei der Kälte nicht von langer Dauer gewesen sein konnte, höchstens zwei oder drei Minuten. Wahrscheinlich waren sie schon im Aufstehen ausgeglitten, denn die beiden wurden unmittelbar vor der Bank liegend gefunden. Amandas Kopf hatte die Kante der Sitzfläche gestreift, sie hatte Daniel mitgerissen und hielt, als sie gefunden wurde, eine Falte von Daniels Mantel fest umklammert in der Hand. Daniel war auf die hart gefrorene Erde aufgeschlagen, und beide hätten das Bewusstsein verloren, berichtete Tom später im Vertrauen; ob sie noch einmal zu sich gekommen seien, könne niemand mit Bestimmtheit sagen. Hilferufe waren jedenfalls nicht gehört worden. Sie sind schließlich außer Rufweite gewesen, kommentierte Henry, dem diese Details unwichtig erschienen und zu einem gewissen Grad auch voyeuristisch.

Daniel und Amanda starben zwei Tage später im Krankenhaus. Als Jefford ihr Ableben beim Mittagessen bekannt gab, spürte Henry auch bei Jefford erstmals ein besonderes Ausmaß an Betroffenheit. Der Auszug aus Longford Manor, sei es durch Krankheit oder Tod, war eine Zwangsläufigkeit, weshalb für Jefford der Umgang mit diesem Wechsel eigentlich eine selbstverständliche Sache sein sollte.

Am 22. Dezember hing der Himmel schon bei Anbruch des Tages grau und schwer über dem Haus und niemand erwartete, dass sich der Tag gegen die anhaltende Morgendämmerung oder die Sonne gegen die Wolken durchsetzen würde. Die heftigen

Schneefälle setzten auch prompt ein, als hätten sie nur so lange gezögert, bis sie von Vorahnung und Resignation bestellt werden würden. Beim Mittagessen liefen die ersten Tränen und bis zum Abend waren Weihnachts- und Neujahrsbesuche bei Kindern und Verwandten telefonisch abgesagt oder zumindest verschoben. William nahm die Umstände gelassen, weil er keine Familie hatte, Marie und John hofften wie die anderen auf eine Wetterberuhigung und spätere Abreise, Henry telefonierte mit Michael und entband ihn von allen Verpflichtungen. Nur Betty und George waren bereits am Vortag abgeholt worden und entkamen der Schneefalle.

Am Tag vor Heiligabend erhob sich Amy Candlewood während des Mittagessens und klingelte das Gemurmel im Speiseraum mit dem Dessertlöffel am Wasserglas zu erwartungsvoller Stille herab. Henry vermutete, Amy wolle Georgina Conrads Ableben verkünden. Wozu? Der Direktor hatte sich zwar noch nicht blicken lassen, aber dass Georgina an einem Herzinfarkt gestorben war, war seit dem Frühstück traurige Gewissheit.

Amy beschwor mit bewegter, zitternder Stimme das über das Haus hereingebrochene Unglück, zählte die Namen der vier Verstorbenen auf und wies mit ausgestrecktem Arm zur Decke. Siebzehn Augenpaare folgten ihr. Gott habe ein Zeichen der Strafe gegeben! Jeder einzelne müsse sich fragen, ob er einen gottesfürchtigen Lebenswandel führe. Amy gab darauf gleich die Antwort, diesmal ohne die zugehörigen Namen zu nennen. Nicht alle seien reinen Herzens, denn das Laster sei in dieses Haus eingekehrt.

Henry war ebenso überrascht wie die anderen. Amys Arm und nicht ihre Worte dirigierten den Speiseraum, wie ein Zauberstab verwandelte er die Anwesenden. Der Arm kehrte in Augenhöhe zurück, dann rief der Zeigefinger zu Umkehr und Besinnung auf, zur Entsagung vom Bösen, soweit es bereits von den Seelen Besitz ergriffen habe, er zielte in unbestimmte Rich-

tungen und empfahl dringend tägliche Gebete und den Besuch des sonntäglichen Gottesdienstes.

Henry nickte unwillkürlich.

Der Zeigefinger verschwand. Henry schloss und öffnete die Augen mehrfach, weil er nicht glauben wollte, was er hörte. Amy empfahl, die Zeit mit der Erforschung der Bibelweisheiten zu nutzen, damit aus der Begegnung mit Gott Kraft und Erkenntnis erwachsen möge. Sie erfasste die Anwesenden mit einer Bewegung der Augen. »Nur dann wird Gott weiteres Unglück von diesem Hause fernhalten!«

Elizabeth Cunnings – sie teilte mit Heather Randolfs, Betsy Walker und Amy den Tisch – klatschte lautlos und dezent Beifall. Amy schüttelte den Kopf und verzog missbilligend Augenbrauen und Mund.

Wie auf ein Kommando redeten alle durcheinander, als seien sie von einer plötzlichen Starre befreit. Selbstverständlich wussten John, Pete und Henry, auf wen der Begriff ›Laster‹ gemünzt war. Amy hatte sich schon mehrfach über das ›teuflische Glücksspiel‹ und die ›alkoholischen Exzesse‹ beschwert, es waren kurze Sätze gewesen, die sie in ihrer Tischrunde geäußert hatte, immer in einer Lautstärke und in Momenten, dass sie auch mitgehört werden konnten.

»Eine unglaubliche Anmaßung«, befand John, der sich als erster an Henrys Tisch gefasst hatte. »Diese Person ist bigott!«

»Und womöglich auch noch übergeschnappt«, pflichtete William bei.

Amy schnaubte. Henry glaubte, ›Frechheit‹ verstanden zu haben und befürchtete, es könnte nicht nur bei den verbalen Auseinandersetzungen bleiben. Seine Fantasie sprühte, er sah die Alten aufeinander losgehen, wie sie die Fäuste hoben und ob des ungewohnten Ungleichgewichts umfielen, quer und übereinander – kurzschlussgleich sah er sich neben Julie in der Cappella di San Brizio das Jüngste Gericht von Signorelli bestaunen,

das Gewirr nackter, auferstehender Leiber und die Furcht derjenigen, die es noch lebend getroffen hatte.

Henry kam zu sich, als Jefford nervös und mit besorgter Miene im Speiseraum erschien.

»Meine sehr verehrten Herrschaften«, hob Jefford an, »die bedauernswerten und traurigen Todesfälle der vergangenen Wochen haben uns alle sehr betrübt und mitgenommen. Geliebte und verehrte Freunde sind aus unserer Mitte gerissen worden. Niemand von uns kennt die göttliche Vorsehung, aber wir sollten nicht von einem göttlichen Strafgericht ausgehen.«

Erwartungsvoll schaute Jefford in die Runde.

An den Tischen wurde wieder durcheinander geredet. Henry beteiligte sich nach wie vor nicht. Bis auf den Unglücksfall mit Daniel und Amanda hatten ihn die Vorgänge der letzten Wochen nicht übermäßig berührt, weil er zu sehr mit seinen eigenen Alkoholproblemen beschäftigt gewesen war; jetzt lag seine Zurückhaltung in der Erwartung, wie sich diese Show weiter entwickeln würde, die kein Drehbuchautor authentischer erfinden konnte.

Marie erhob sich von ihrem Platz. Gleich sorgte Jefford mit ausholenden Armbewegungen für Ruhe.

»Es mangelt deiner Meinung nach an Gottesfurcht und Gottgefälligkeit, Amy? Wären ansonsten Martha, Amanda, Daniel und Georgina noch am Leben? An Kleingläubigkeit und selbstsüchtiger Angst mangelt es hier offenbar nicht.«

Sie setzt die Pause an die richtige Stelle, dachte Henry.

Marie fuhr fort: »Ihr redet zwar immerfort vom irdischen Jammertal und vom Tod als Erlösung, doch wenn die Erlösung kommt, beginnt ihr das Jammern. Euer Leben liegt in Gottes Hand, habt ihr ein Leben lang gebetet, doch wann Gott die Hand schließt, möchtet ihr gerne selbst bestimmen. Bist du eine noch höhere Instanz, dass du über den rechten Zeitpunkt für unser Ableben entscheiden kannst?«

Amys Lippen formten eine tonlose Entgegnung. Erst mit dem wieder aufsteigenden Atem im Hals presste sie heraus: »Ich war fünfundfünfzig Jahre mit Reverend James Thomas Candlewood verheiratet. Mein seliger Mann ...«

»Es ist gut«, fiel ihr Marie ins Wort, »verschone uns mit der Geschichte.« Sie wandte sich wieder an die Allgemeinheit. »Durch einen Zufall hatte ich das Glück, Martha in ihrem Sterbebett zu sehen. Ihr Gesicht strahlte Frieden und Ruhe aus. Da wusste ich, es geht ihr gut, und ich erinnerte mich an einen Satz, den ich vor kurzem in einem Buch über das Sterben gelesen hatte. ›Der Tod ist wie ein Umzug in ein schöneres Haus.‹ Nehmt die Zeit, in der ihr euch die Münder über angebliche Laster zerreißt, und denkt über diese hoffnungsvolle Botschaft nach. Ich glaube fest an diese Botschaft, ohne sie deshalb wie eine Parole auf einem Schild vor mit her zu tragen, welches ich nach Belieben auf den Köpfen derer zertrümmern kann, die anderer Ansicht sind.«

Ohne eine Antwort abzuwarten verließ Marie den Speiseraum.

Welch eine Frau!, begeisterte sich Henry. Nicht im Entferntesten nahm er an, Marie habe sich durch ihren Weggang lediglich der Diskussion entziehen wollen, im Gegenteil, das Publikum war ihrer nicht würdig. Laut sagte er: »Bravo!« und klatschte zweimal in die Hände. »Obwohl tragikkomische Elemente nicht zu übersehen sind. Glaubt mir, ich verstehe etwas davon.« Mit diesen Worten zwngte er sich an dem sprachlosen Jefford vorbei zur Tür, so schnell wie er sich noch bewegen konnte.

Marie stieg langsam die Treppe hinauf.

»Marie!«

Sie drehte sich um und blieb stehen, damit er sie einholen konnte.

Wortlos fasste er ihre Hände und führte sie zu einem Kuss an seine Lippen. »Was du über den Tod gesagt hast, klang so sicher

und zuversichtlich.« Er hielt ihre Hände fest. »Myriaden von nutzlosen Gedanken sind in meinem Leben durch meinen Kopf gegangen. Nie habe ich über den Tod nachgedacht. Bei dir erscheint er natürlich, überhaupt nicht schrecklich.«

»Ja, so ist er«, entgegnete sie ernst, »nicht schrecklich. Ich glaube allerdings, dass der Tod nicht das richtige Thema für dich ist. Komm, ich lade dich ein, ich habe eine Flasche Rotwein auf meinem Zimmer. Auch wenn es noch reichlich früh ist am Tag, möchte einmal richtig lasterhaft sein. Nur benehmen musst du dich, Henry.« Sie lächelte. »Eine gute Gelegenheit übrigens, dir ein paar Sätze zu deinem ekelhaften Verhalten in den letzten Wochen zu sagen. Ohne über dich bestimmen zu wollen, erwarte ich von dir eine Entschuldigung. Also überlege es dir, bevor du meine Einladung annimmst.«

Zum Jahreswechsel schmolzen die Schneemassen im Dauerregen und im Januar wechselten frühlingshafte Temperaturen mit Kälteeinbrüchen. Alles war so wie in jedem Jahr.

Henry kommentierte die Rückkehr zur Normalität mit einer Anspielung, ›Haus Seelenfrieden‹. Wenige Wochen zuvor hatte er seinen Unmut über die gedrückte Stimmung mit einem abwertenden ›Haus Totenstille‹ zum Ausdruck gebracht und war damit angesichts der tragischen Todesfälle auf Unverständnis gestoßen.

William konnte Henrys Hang zu bissigen Begriffsbildungen nichts abgewinnen. Wenn Henry nicht anwesend war, scherzten sie schon mal über Marias Erziehungsversuche, wie Henry die bestimmten und im Ton immer freundlichen Zurechtweisungen durch Marie nannte, doch wusste William, nach einem langen Berufsleben an Seriosität im sprachlichen Ausdruck gewohnt, zwischen einer scherzhaften Bemerkung und Henrys Ironie und Sarkasmus zu unterscheiden. Als Henry in einem Gespräch bei Tisch die Hausbewohner als Insassen bezeichnete, ging William zu seinem eigenen Erstaunen die Frage ›Wie lange noch wirst du einsitzen?‹ durch den Kopf, und er begriff, dass Henry nicht lediglich verletzen oder überheblich sein wollte, sondern sehr aufmerksam auf seine Umgebung reagierte.

Bedrückt begab sich William nach dem Essen auf sein Zimmer. Vom Fenster aus beobachtete er eine Weile den tauenden Schnee im Park. Ununterbrochen fielen Tropfen von den Zweigen und bohrten stetig größer werdende Löcher in den weichen Schnee und veränderte die Farbe von weiß in wässriges grau. Er war gesund, und wenn er nicht freiwillig aus dem Fenster stürzen würde, hätte er noch eine Reihe von Jahren zu leben. Genau konnte es niemand vorhersagen, auch Dr. Scullin nicht, der ohne aufwändige Untersuchungen anhand der körperlichen

und seelischen Verfassung und der allgemeinen Erfahrung geurteilt hatte.

Aus einer anfänglichen Befürchtung hatte sich im letzten Jahr Gewissheit entwickelt: Er würde seinen Kontostand überleben – ein Ausdruck, der ihn belustigte und zu dem er sich fragte, in wie weit Henrys Denkweise nicht schon auf ihn abgefärbt hatte.

Die gute Laune verflog ebenso schnell, wie sie gekommen war. William setzte sich an den Tisch und öffnete einen mit Belegen und Abrechnungen gefüllten Ordner. Im Grunde war es müßig, noch einmal nachzurechnen, dachte er und klappte den Ordner wieder zu. Ein pensionierter Bankdirektor, der seine eigene Altersvorsorge nicht im Griff hat, ist eine jämmerliche Figur, insbesondere vor sich selbst.

Er wählte die Nummer von Boston Invest und verlangte Mr. Anderson.

Anderson meldete sich ungeduldig. Er sei in Eile, erklärte er, und bemühte auch die fortgeschrittene Tageszeit. »Der letzte Stand ist – warten Sie« - William hörte das Rascheln von Papier – »Welkom Gold Mining sind dreieinviertel gefallen. Kein Wunder, denn der Goldpreis kommt nicht in Schwung. Wir haben die Verkaufsaufträge ausgeführt, Sie haben grob gerechnet zwölf-tausend verloren, zuzüglich der Spesen.«

William atmete hörbar.

»Hören Sie«, fuhr Anderson fort, »Sie haben kein Potenzial mehr für Spekulationen. Ihrem Sachverstand müsste dieser Umstand einleuchten.«

»Ich habe Kredite vergeben. Geldanlage ist etwas anderes«, entgegnete William.

»Späte Erkenntnis. Ich bin Ihr Anlageberater, Mr. Pierce, und nicht Ihr Lebensberater. Ihre beiden eklatanten Fehleinschätzungen in diesem Jahr haben Sie fast den Kopf gekostet. Es fließt monatlich zuviel Geld ab, das Kapital wird ständig kleiner. Sie sollten, um den Rest zu retten, in Festverzinsliche umsteigen, mit

gesichertem regelmäßigem Einkommen. Im Vergleich zu Ihrem Kapital leben Sie einfach auf zu großem Fuß.«

»Machen Sie mir Vorschläge. Ich rufe nächste Woche wieder an.«

Am Fenster nahm William die Beobachtung des Tauwetters wieder auf. Das Wetter passte gut zu seiner derzeitigen Vermögenslage. Hohn des Schicksals oder Strafe Gottes? In seinem Fall sogar beides. Er stammte aus kleinen Verhältnissen und hatte sein Kapital erst nach der Beförderung zum Direktor der Filiale Cornbridge der Northeast Savings & Loan durch Aktien- und Grundstückskäufe erworben. Er war kein Spekulant und agierte auf der sicheren Seite mit hundertprozentigen Chancen, weil er Insiderinformationen nutzte und die Transaktionen in Elenas Namen ausführte.

William schluckte den aufkommenden Schmerz hinunter. Er sah die Eisplatte vor sich und wie Andrew, sein Ältester, erschreckte; er hörte Elenas Aufschrei, als der Wagen schleuderte. Instinktiv hatte sie sich noch auf Barbara geworfen, so wie eine Mutter ihr Kind unter allen Umständen schützt. Ein Baumstamm knickte das Wagendach und quetschte den Rücksitz ein. War er nur deshalb mit dem Leben davon gekommen, um seine ureigene Tragödie zu erfahren – wie alt er denn mit dem unehrenhaft erworbenen Geld in Longford Manor werden könnte? Statt auf der sicheren Seite zu liegen drohte ihm der Absturz.

Er trat vom Fenster zurück.

Ein Ast hatte die Seitenscheibe des Autos durchschlagen und sich in Andrews Hals gebohrt. William hatte das nicht mehr mitbekommen. Umso unerträglicher war, sich dies vorzustellen.

Sobald es das Wetter erlaubte, begann Henry mit seinen Fahrten nach Cornbridge. Nur wenige Schritte vom Eingangstor des Hauses entfernt lag eine Bushaltestelle. Den Bus um kurz nach zwei Uhr erreichte er knapp, wenn er beim Essen nicht trödelte und wie die notorischen Langsamesser zu den Letzten gehörte, denen serviert wurde. Der Bus brauchte zwanzig Minuten für eine Strecke, somit blieben ihm etwa zweieinhalb Stunden, ausreichend genug, um in der Bar des Old House Inn vor sich hinzustarren, zu grübeln und, wenn er schlecht gelaunt war, sein Selbstmitleid zu pflegen.

Das Old House Inn war ein altes Gasthaus in einer ruhigen Seitenstraße am Übergang vom geschäftigen Zentrum zu einem Wohnbezirk. Henry liebte die ungezählten Male blank gewischene Tischplatten aus Eiche und zog die Sitzbänke den Stühlen vor. Sein Stammplatz lag in einer Ecke, die zum nächsten Tisch hin eine Trennwand hatte und von dem er den gesamten Raum gut überblicken konnte, auch wenn er den anderen Gästen wenig Aufmerksamkeit schenkte. Wenn er nicht über Vergangenes nachdachte, polierten seine Augen das geschliffene Glas der Trennwand, wanderten die dunklen Holzstreben entlang oder verloren sich in Betrachtungen der einzelnen farbigen Ornamente. Henry glaubte, dass das Gasthaus unter dem Einfluss des derzeitigen Besitzers, Paddy O'Sullivan, seine ursprüngliche englische Strenge mit irischer Fröhlichkeit vermischte. Paddys Abstammung war unschwer zu erkennen, auch für diejenigen, die ihn nicht namentlich kannten. Er trug stets eine dunkle Schirmmütze und einen rötlich schimmernden Drei-Tage-Bart. Die liebevolle Ausstattung der Bar zeugte von Paddys Verbundenheit mit der Heimat seiner Vorfahren. Kleine, blau umrandete Wegweiser wiesen den Gästen Entfernungen zu Ortschaften, die sie voraussichtlich nie im Leben erreichen würden. Paddy

sprach ihm die gälischen Ortsbezeichnungen auf seine Bitte vor, und Henry hatte sogar Spaß an seiner eigenen holpernden Intonation.

Bei seinem ersten Besuch bemerkte Henry zwei Auszeichnungen zum besten irischen Gasthaus in Neuengland. Henry gönnte den Auszeichnungen anerkennende Worte, die von Paddy mit einem freundlichen Lachen quittiert wurden.

Paddy hielt sich vorwiegend hinter der Theke auf. Gelegentlich kam seine Frau in die Bar, meist mit Fragen zu den Übernachtungen. Paddy antwortete, schien sich aber nicht wirklich für die Bewirtschaftung der Zimmer zu interessieren. Er sprach gerne mit den Gästen, versuchte es anfangs auch mit Henry, dessen einsilbige Art er bald respektierte und bei dem er sich mit dem Austausch der üblichen Floskeln zufrieden gab. Henry dankte es ihm als stiller Trinker, der keine Scherereien machte und immer zahlte.

Nach einigen Wochen gestand Henry sich ein, dass er sich mit seinem untätigen Herumsitzen durch nichts von den Mitbewohnern unterschied und es selbstgefällig und dumm war, sie als Insassen zu bezeichnen. Schließlich verdankte er dem Alkohol und nicht etwa besonderen intellektuellen Interessen, dass er sich in Bewegung setzte, und ob er in der Retirement Residence oder im Old House Inn einsaß, machte keinen Unterschied, auf den er stolz sein konnte. Inzwischen plagte ihn auch die Sorge, sein Ansehen bei Marie könnte leiden, wenn sie von seinen Trinkausflügen erfahren würde. Seit dem Vorweihnachtstag, nach Amy Candlewoods denkwürdiger Rede über die göttliche Gerechtigkeit, war er mit Marie über sein schlechtes Benehmen ins Reine gekommen. Aus seiner Sicht hatte er sich mit Marie ausgesprochen, indem er vorsichtige Andeutungen über die Gründe seiner Seelenverfassung machte, wobei er das Wesentliche aussparte und nur erwähnte, wie finanziell abhängig er von seiner Frau zeitlebens gewesen war, ohne auf die Hintergründe

einzugehen, um dann schnell auf das angespannte Verhältnis zu Michael auszuweichen. Marie war sehr taktvoll geblieben, sie hinterfragte wenig und stürzte ihn nicht in Erklärungsnot.

Henry trank sein Quantum im Old House Inn bei gutem Wetter fortan etwas schneller und verband den Weg zur Bushaltestelle mit einem Spaziergang, auch in der Absicht, etwas erzählen zu können, wenn Marie ihn einmal fragen würde.

Im ›common‹, einer Grünfläche mitten in Cornbridge, fand er eine Bank gegenüber dem Denkmal für einen Offizier, der erfolgreich gegen die englische Kolonialherrschaft gekämpft hatte. Henry ging einmal um den Platz und setzte sich dann wieder für eine Viertelstunde, betrachtete die im Alltag dahineilenden Menschen und atmete ein kaum noch für möglich gehaltenes Lebensgefühl.

Eine weitere Woche und die Hilfe eines Regenschauers brauchte Henry um festzustellen, dass er auf der Bank mit dem Rücken zur öffentlichen Bibliothek saß. Er floh vor den sich rasch vermehrenden Tropfen unter den überdachten Eingang des nächststehenden Gebäudes. Auf den fünfzig Metern wurde er gehörig nass. Henry schrieb sich spontan ein und ging mit der Ermahnung der Bibliothekarin, den nassen Mantel abzulegen, in den Lesesaal. Beim Gang durch die Regale nahm er das erstbeste Buch, welches ihm auffiel, weil er es lange nicht mehr in der Hand gehalten hatte und es auch nicht zum Inhalt seiner Bücherkiste im Kleiderschrank gehörte, die ›Colorado Saga‹ von James Michener.

Nach einigen Seiten klappte er das Buch zu. Wie gut, dass kein Spiegel in der Nähe war. Den Anblick seines freudlosen Gesichtes hätte er jetzt nicht ertragen. Seit seinem Einzug in das Altenheim ließ er sich gehen und hatte sogar die naheliegenden und eigentlich eingefleischten Bezüge zum Leben ohne Not aufgegeben. Wenn schon Flucht, dann doch zwischen die Bücher, dachte er, und es blieb ihm schleierhaft, wieso er nicht schon

längst auf die Idee gekommen war, einen Teil der freien Zeit in der Bibliothek zu verbringen.

Als er zufällig auf die Uhr schaute, war es kurz vor fünf Uhr. Er lieh das Buch aus und eilte zum Telefon, rief Emily an und erzählte ihr die rührende Geschichte eines vom Regen überraschten und freundlich in der Bibliothek zum Trocknen aufgenommenen älteren Herrn, der bei so viel Fürsorge nicht mehr pünktlich zum Abendessen zurück sein könnte.

Mit den Besuchen in der Bibliothek rundete Henry seinen Wochenablauf ab. Den ortsansässigen Buchhändler, Charles Forester, ersparte er sich. Er kannte Forester flüchtig und mochte ihn nicht besonders, wozu auch das von Forester in seine Initialen eingefügte ›G‹ beigetragen hatte – Henry glaubte den Gerüchten – und als ›C. G. Forester Bookstore‹ mit dem Verfasser der Seeabenteuer kokettierte. Forester war in Kollegenkreisen dafür bekannt, stets einige Ausgaben der Romane um Kapitän Hornblower vorrätig zu halten, sogar antiquarische, wenn es an einer Neuauflage mangelte.

Auch an der Filiale von Barnes & Noble ging Henry vorbei. Das eigentliche Ziel in Cornbridge blieb das Old House Inn. Der Weg vom Bushalt zum Gasthaus war nur kurz und führte an einer Verkaufsstelle für Alkohol vorbei, das ergab eine sehr praktische Kombination und machte ihn unabhängiger von Tom, der brav alle Besorgungen erledigte und Henrys Gewissen belastete, weil Tom seine Anstellung riskierte.

Im Frühjahr fand Henry zu einer festen Tageseinteilung. Er musste nun weniger Rücksicht auf das Wetter nehmen. Die Vormittage verbrachte er auf seinem Zimmer mit Fernsehen oder Lesen. Bei Emily erkundigte er, warum die Bücherschränke im Raucherzimmer leer standen. Sie erzählte auf ihre mitfühlende Art, wie die Bibliothek vor einigen Jahren aufgelöst worden sei, weil sie kaum genutzt wurde. In Emilys Gesicht spiegelte sich die Tragik dieses Ereignisses wider und Henry hätte ihr ein Ende

geglaubt, bei dem sie sich höchstpersönlich auf die Bücherkisten geworfen hätte, um deren Abtransport zu verhindern.

In der Zeit zwischen dem Mittag- und dem Abendessen ging er im Park spazieren oder fuhr nach Cornbridge. Wenn sich die Gelegenheit bot, verabredete er sich zum Spaziergang mit Marie. Zunächst war er sich ihrer Wirkung auf ihn nicht bewusst, bis er merkte, dass er ihre Nähe suchte, sobald er sie draußen sah, und ihm etwas fehlte, als sie erstmals in diesem Jahr für vierzehn Tage zu Besuch bei ihrer Tochter Kristin weilte.

Die Lounge mied Henry nach wie vor, wenn er nicht bei einer der wenigen Musikveranstaltungen zuhörte, zu denen neben den Vorträgen des Streichquartetts vom Cornbridge College auch Übertragungen des Boston Symphony Orchestra gehörten. Ihm reichte als Vorwand, was über die häufigen Streitigkeiten aus früheren Zeiten erzählt wurde. Wenn man sich endlich auf einen Kanal geeinigt hatte, fühlten sich diejenigen, die fernsehen wollten, durch die anderen, die spielten oder sich unterhielten, gestört. Also blieb man zum Fernsehen auf dem Zimmer oder musste Amy Candlewoods Bibelstunden ertragen, oder sich, wie George, an den Gesellschaftsspielen der Frauen beteiligen. Gelegentlich ließ sich Henry zum Pokern überreden, um Marie zu zeigen, dass er sich in die Gemeinschaft einfügte und ungeniert und öffentlich Whisky aus der vom Verlierer der vorangegangenen Pokerrunde spendierten Flasche zu trinken. Henry ging es nicht um erspartes Geld, sondern wollte Toms Hilfsbereitschaft nicht unnötig strapazieren.

Michaels Besuche wurden seltener. Anfänglich glaubte Henry, Michael käme, weil es zum anständigen Benehmen gehört, den alten Vater im Altenheim zu besuchen, in erster Linie jedoch wegen Jessica. In dieser Hinsicht tat sich aber nichts, zumindest nicht in seinem Beisein.

Der Sommer kam und mit ihm unerwartet Gedanken über das Sterben. Die Regelmäßigkeit, die Henry sich im Ablauf der

Woche auferlegte, mündete in die gleiche Eintönigkeit, die er um sich herum als so bedrohlich empfand. Angst überfiel ihn und schließlich Resignation, und mit ihr der Wunsch auf Erlösung. Wie viele Jahre sollte sein nutzloses Leben noch weiter gelebt werden?

Er vertraute sich Marie an. Ob er bereits zu Lebzeiten für seine Sünden büßen müsste, fragte er sie und erwartete insgeheim Mitleid und Bedauern. Sie hörte ruhig zu und empfahl ihm, sich weiter mit dem Leben auseinander zu setzen. Henry verstand und begann, sein Leben in der Retirement Residence zu akzeptieren. Michael hatte Recht; zu Hause in Bennington wäre er in der Einsamkeit zu Grunde gegangen. Trotzdem sehnte er sich erstmals wieder nach Los Angeles. Wenn er von Michael das Geld für eine Reise nicht bekäme, würde er es sich wie ein Zwölfjähriger vom Taschengeld absparen, Marie mitnehmen und mit ihr vollenden, was er in seinem Leben nicht zu Ende gebracht hatte.